

Der Kapitalismus des Geschlechts

Die Geschlechterforschung ist ein Bündel vielfältiger Ansätze. Die Kapitalismuskritik gibt ihr heute wieder ein Zentrum. Aber auch hier ist die Lage verwickelt.

Von Eva Berendsen

Man könnte klassisch beginnen und den Stand feministischer Wissenschaft mit einer wissenschaftlichen Tagung oder einem Sammelband dokumentieren. Man könnte den Einstieg aber auch – was zur Verwobenheit feministischer Diskurse mit der Pop- und Subkultur besser passt – über die Lese-reise einer momentan besonders populären Feministin wählen, die auf der Bühne erst einmal ihr widerspenstiges Nasenpiercing richten muss.

Et voilà: Im Saal der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt sitzen viele Frauen, einige Männer. Vorne sitzt Laurie Penny, sie hat eben aus ihrem Buch „Unsagbare Dinge: Sex, Lügen & Revolution“ vorgelesen. In den Passagen geht es um Liebe und Hausarbeit, die von Frauen seit Jahrhunderten „aus Liebe“ gratis geleistet werde, „damit die Profit- und Produktionsmechanismen unserer Gesellschaft erhalten bleiben“.

Kapitalismus und Geschlecht ist Laurie Pennys Herzenthema. Die 28 Jahre alte Britin kann sich über Popkultur und Porno mit dem gleichen nerdigen Interesse auslassen wie über Leihmutter-schaft, Abtreibungsrechte oder cyberfeministische Roboterbaby-Phantasien. Darüber steht bei ihr die Frage, was das alles wiederum mit Kapitalismus zu tun hat. Nach eineinhalb Stunden hat Penny fast das gesamte Tableau der Themen aufgefächert, mit denen sich feministische Wissenschaft und Praxis derzeit befassen.

Es wäre falsch, Laurie Penny zur Repräsentantin des akademischen Feminismus zu stilisieren, bloß weil sie in Oxford Englische Literatur studiert hat und derzeit als Stipendiatin der Nieman Foundation of Journalism in Harvard weilt. Die Bloggerin und Autorin spricht vor allem ein jüngeres Publikum an, das nicht unbedingt einen Hörsaal von innen gesehen haben muss. Die Thesen ihrer manifestartigen Texte trägt sie über ihre hunderttausend Twitter-Follower in die Öffentlichkeit.

Penny steht für einen linken Feminismus, der in jüngster Zeit wieder in Mode zu kommen scheint. Wenn sie Liebe als soziale Praxis dechiffriert und die Konstanz alter Rollenklischees beschreibt, berührt sie ein Kernthema feministischer Forschung: die Kritik an der geschlechtshierarchischen Logik des modernen Denkens. Die kapitalistische Wirtschaftsordnung, so Penny, fuße auf zwei unterschiedlich bewerteten Sphären, die nach Geschlecht zugewiesen werden. Was zählt, ist die produktive „männlich“ konnotierte Sphäre von Staat, Ökonomie und Öffentlichkeit, während der weiblich besetzte Bereich des Privaten und der Haus-, Sorge- und Pflegetätigkeit als „unproduktiv“ betrachtet oder gleich ganz ausgeblendet wird. Dieser Geschlechtercode wurde von der in den Siebzigern entstehenden Frauen- und Geschlechterforschung als androzentrische Verzerrung kritisiert.

Die Entlarvung geschlechtsblinder Wissensprodukte, die Kritik des akademischen Kanons und die Korrektur androzentrischer Theorieansätze wurden zu einem wichtigen Betätigungsfeld der Frauen- und Geschlechterforscherinnen in ihren jeweiligen Disziplinen. Dabei ging man laut der Berliner Wissenssoziologin und Queer-Theoretikerin Sabine Hark „wechselnde Bündnisse mit anderen kritischen Theorieprojekten“ ein, an denen man sich zugleich arbeitete: mit der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule, dem dekonstruktivistischen Denken, marxistischen Ansätzen, der Diskurstheorie, der Psychoanalyse und später mit postkolonialen und queertheoretischen Perspektiven.

Dem Feminismus kommt die Frau abhanden

Das Bild eines monolithischen Blocks, das in medialen Debatten gerne gezeichnet wird, ist daher unbedingt korrekturbedürftig. Die Herausgeberinnen des im vergangenen Jahr erschienenen Sammelbands „Feminismen heute“ schreiben den Feminismus im Plural, um die Vielfalt der Ansätze zu verdeutlichen, die vom marxistischen über den afrodeutschen bis zum intersektionalen Feminismus nicht unbedingt miteinander kompatibel sind.

Ein verkürztes Bild fördert aber auch die innerfeministische Debatte selbst, etwa wenn Verbote von Sexar-

beit als Haltung „des Siebziger-Jahre-Feminismus“ abgeschmettert werden. „Aus jener Zeit kommt doch der ganze spannende sozialistische Feminismus!“, gibt Penny zu bedenken und fügt hinzu, dass die ökonomische Bedeutung von Hausarbeit auch in der linken Kapitalismuskritik geflissentlich ignoriert worden sei. Geschlechterhierarchien wurden hier als vom „Hauptwiderspruch“ (zwischen Kapital und Arbeit) entkoppelter „Nebenwiderspruch“ abgetan. Sozialistische Feministinnen wie Mariarosa Dalla Costa oder Frigga Haug bissen sich die Zähne an ihren Genossen aus.

Die Vertreterinnen der Zweiten Frauenbewegung der sechziger und siebziger Jahre befassten sich hingegen seit Betty Friedans „Weiblichkeitswahn“ besonders mit den Leiden der bürgerlichen Hausfrau. Schon zu dieser Zeit wiesen „Schwarze Feministinnen“ wie die afroamerikanische Literaturwissenschaftlerin bell hooks darauf hin, dass diese Fixierung weibliche Lebenswelten jenseits der amerikanischen Vorstadthölle ausblende.

Abgrenzungen und Spaltungen prägen die deutsche Geschlechterforschung also nicht erst seit dem *linguistic turn* und der Rezeption Judith Butlers Anfang der neunziger Jahre, die mit der Kritik sozial gemachter und biologischer Geschlechter (Sex-Gender-Debatte) den bis heute unangeschlossenen Grundlagentreit innerhalb und außerhalb des Fachs lostrat. Heute hat die Geschlechterforschung nicht zuletzt mit den Ambivalenzen zu tun, die sie selbst produziert.

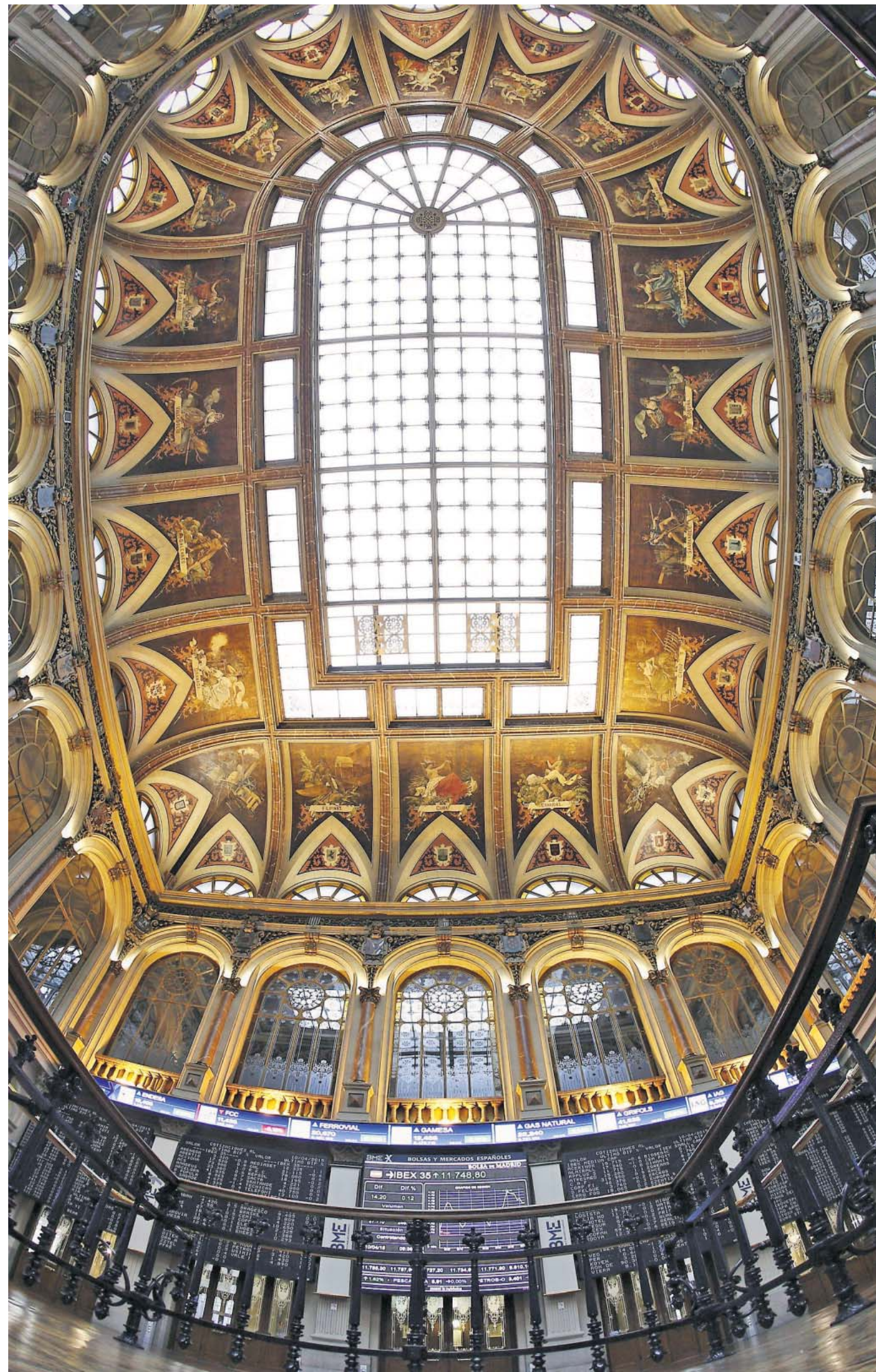
Wenn Kritik und Reflexion der eigenen Analyse-kategorien gefordert werden, Bündnisse mit anderen herrschaftskritischen Perspektiven gesucht und gesellschaftliche Entwicklungen analysiert werden, die Ungleichheit zwischen Frauen befördern, dann ist die Bezugskategorie feministischer Wissenschaft nicht mehr so einfach zu bestimmen. Mit der Blickerweiterung auf heterosexistische, rassistische, koloniale und andere Machtverhältnisse ist „dem“ Feminismus „die Frau“ und mit-hin sein Gegenstand abhandgekommen. „Allianzen, die darauf beruhen, dass Individuen in derselben Situation sind (etwa als ‚Arbeiterklasse‘ oder als ‚Frauen‘) und sich deshalb solidarisieren, erweisen sich als brüchig, da diese Gemeinsamkeit immer durch andere Machtverhältnisse durchzogen ist“, schreibt Hanna Meißner im aktuellen Heft der Zeitschrift „feministische studien“ (Lucius & Lucius), das sich dem Thema Solidarität widmet.

Ein neuer Bezugspunkt der Solidarität

Laurie Penny interessiert sich für die „heterosexuellen, gut verdienenden weißen Frauen der Mittelschicht“ eher als Symptom eines Lügensystems, das Frauen ihrer Generation eingepreßt habe, sie könnten „alles“ haben, sofern dieses „alles“ ins herrschende Schema passt: „Beruf, Kinder, einen Ehemann, eine anständige Föhnfrisur – und das war’s.“ Sie nähert sich damit der Diagnose der neoliberalen Vereinnahmung feministischer Gesellschaftskritik, wie sie von der amerikanischen Politikwissenschaftlerin Nancy Fraser oder der britischen Kulturwissenschaftlerin Angela McRobbie aufgeworfen wurde: Das Ideal der erfolgreichen und ökonomisch unabhängigen Top Girls (McRobbie) habe Eingang in den Neuen Geist des Kapitalismus (Boltanski/Chiapello) gefunden, ohne dass es zu einer gerechten Neuorganisation der Sorge- und Hausarbeit gekommen sei. Einige feministische Wissenschaftlerinnen sehen in dieser Vereinnahmung einen wichtigen Grund, warum sich der gesellschaftskritische Impetus im Feminismus zuletzt deutlich abgeschwächt habe. Aber spätestens seit der Finanzkrise hat feministische Gesellschaftskritik wieder stärkeres Gewicht bekommen.

An links-feministische Anliegen möchte auch Laurie Penny neu anknüpfen. Etwa, wenn sie beim Thema Leihmutter-schaft auf eine globale Arbeitsteilung verweist, die Frauen in armen Ländern erst in die Lage versetze, ihren Uterus temporär zu vermieten. Oder wenn sie die Netflix-Produktion „Orange is the new black“ dafür bewundert, wie sie die unterschiedlichen Frauentypen abbilde, die in einem amerikanischen Frauenknast nun einmal zusammenkämen.

Es geht momentan wieder darum, das feministische „Wir“ unter neuen Bedingungen und vervielfältigten Perspektiven auszuloten und dabei abermals zu überlegen, wie Hanna Meißner es nahelegt, ob „die kapitalistische Produktionsweise als möglicher gemeinsamer Bezugspunkt für Solidarität sichtbar gemacht werden“ könne. Ein solches Projekt müsse nicht unmittelbar auf geteilten Erfahrungen beruhen, sondern könne vielleicht eher in der Erkenntnis geteilter Beschränkungen und Behinderungen gelingen. Die ungelösten Fragen von damals verlangen auch in der feministischen Wissenschaft neue Antworten. Zumindest das steht als Konsens fest.



Kathedrale der Finanz: Blick aus der Börse von Madrid

Foto Juan Carlos Hidalgo

Das vergessene Werkzeug der Ökonomie

Zurück zur Realität: Braucht der Finanzmarkt mehr oder weniger Mathematik?

In den letzten vierzig Jahren vor der Finanzkrise kannten die Finanzmärkte nur kleinere Erschütterungen. Diese relative Ruhe brachte die Ökonomen auf eine gewagte Idee: Sie ignorierten die Finanzmärkte in ihren Modellen, da sie offenbar keine Auswirkungen auf die reale Wirtschaft hatten. Stattdessen kümmerten sie sich um Arbeitsmarktdaten und Wachstumszahlen. Erst die Krise machte klar, wie idealisiert diese Vorstellung war, und lenkte den Blick auf das schon lange zerrüttete Verhältnis von Finanzmathematik und Ökonomie.

Die Finanzmathematik begann mit einem verkannten Genie, dem französischen Mathematiker Louis Bachelier, der im Jahr 1900 seine Dissertation einreichte: eine wahrscheinlichkeitstheoretische Theorie über die Bewegungen von Aktienkursen. Doch er war seiner Zeit zu weit voraus. Sein Ansatz wurde vergessen, und die Finanzmathematik blieb bis in die siebziger Jahre eher eine Ansammlung von Regeln als eine Wissenschaft. Erst mit dem 1973 veröffentlichten Black-Scholes-Modell zur Bewertung von Finanzoptionen mauserte sie sich zu einer eigenen Disziplin mit immer neuen Modellen zur Beschreibung der Vorgänge auf den Finanzmärkten.

Inzwischen ist das anfänglich von mathematisch gebildeten Ökonomen betriebene Unternehmen Finanzmathematik zu einem Teilgebiet der Mathematik geworden. Und während immer mehr Ökonomen beschlossen, diese längst hochkomplizierte Art von Mathematik zu ignorieren, begannen die Finanzmathematiker, die Ökonomie zu vergessen. Das Ergebnis: Viele Ökonomen, einschließlich derer, die die Politiker berieten, wussten nicht mehr so recht, was auf den Finanzmärkten vor sich geht, so Frank Riedel, Direktor des Bielefelder Zentrums für mathematische Wirtschaftsforschung und einer der Leiter der Forschungsgruppe über robuste Finanzmärkte am Bielefelder Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF). „In der Politikberatung geht es vor allem um die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung“, so Riedel. „Finanzwissen-

schaft handelt da von den Finanzen des Staates, von Steuerprognosen. Da waren einige Leute ziemlich überrascht, weil sie das, was sich an den Finanzmärkten entwickelte, gar nicht in ihren Modellen hatten.“

Ganz ähnlich die Mathematiker: „Die Modellierung der Finanzmärkte liefert einen Wahrscheinlichkeitstheoretiker faszinierende Mathematik. So entstanden ganze Modellklassen, die mathematisch kohärent waren, bei denen die ökonomische Fragestellung aber nicht mehr im Vordergrund stand“, konstatiert Ulrich Horst, Professor für Angewandte Finanzmathematik an der Humboldt-Universität Berlin und Fellow der ZiF-Forschungsgruppe. „Das ist wie alle Grundlagenforschung legitim und inspirierend, nur muss man sich bewusst sein, dass das keine perfekte Abbildung der Realität sein kann und auch nicht immer sein will.“ Riedel nennt das Ergebnis dieser Entfremdung Finanzingenieure ohne Urteilskraft auf der einen und Wirtschaftspolitik ohne mathematisches Wissen auf der anderen Seite.

Diese unglückliche Entwicklung wollen die Forscher korrigieren. Dazu geben sie zusammen die Fachzeitschrift „Mathematics and Financial Economics“ heraus, die sich als Schnittstelle zwischen Ökonomie und Finanzmathematik versteht, und wollen mit der Forschungsgruppe auslösen, ob die Ökonomie eher mehr oder eher weniger Mathematik braucht, um die Finanzmärkte sicherer zu machen.

Für mehr Mathematik spricht die Komplexität der Phänomene, die ohne mathematische Formelsprache gar nicht zu fassen ist. „Wenn man etwa eine größere Menge Aktien auf dem Markt platzieren will, hat das Kosten. Herauszufinden, wie man die möglichst gering hält, ist ein komplexes mathematisches Optimierungsproblem“, so Horst. Doch mehr Mathematik allein hilft nicht, denn ein mathematisches Modell ist keine Excel-Tabelle, die in der letzten Spalte die richtige Zahl liefert, wenn man ein paar Werte eingibt. Das Problem: „Anwender vergessen bisweilen, dass ein Theorem kein Naturge-

setz ist, sondern Annahmen und Voraussetzungen braucht, die manchmal erfüllt sind, manchmal aber auch nicht.“ Gewöhnlich gibt es genug Liquidität, um an den Finanzmärkten handeln zu können, ohne die Marktdynamik damit zu beeinflussen. Aber wenn die Märkte unter Stress stehen, gilt das unter Umständen nicht mehr.

Doch mathematisch überforderte Ökonomen sind nur die eine Seite des Problems, denn die mathematischen Modelle sind auch nicht perfekt. „Es wäre eine Riesenchance, wenn die Finanzmathematik sich stärker empirischen Fragen öffnen würde“, sagt Horst. Denn ein Blick auf die Daten könne zeigen, was von den Modellen noch nicht gut erklärt wird. So sei etwa bis heute nicht richtig verstanden, wie der Markt reagiert, wenn ein Anbieter Aktien sichtbar in ein Orderbuch stellt oder wenn er seine Handlungsabsichten verbirgt. „Aber Mathematiker zu überzeugen, empirisch zu arbeiten, ist eine Herausforderung“, so Horst.

„Vielleicht ist das auch eine Generationenfrage“, konstatiert Riedel, „die jüngeren Leute haben weniger Probleme, die Fachgrenzen hinter sich zu lassen.“ Die Älteren könnten dann immerhin dafür sorgen, dass die Karrieren derer, die an der Schnittstelle von Mathematik und Ökonomie arbeiten, nicht daran scheitern, dass sie nicht eindeutig einem Fachgebiet zuzuordnen sind.

Die Finanzkrise hat den Forschern einige Überzeugungsarbeit abgenommen und die Mathematiker an die reale Welt und die Ökonomen an das Werkzeug Mathematik erinnert. Ausgefuchste Geschäftsmodelle für riskante Optionen und Kreditrisikomodelle spielen heute kaum noch eine Rolle, dafür stehen nun wieder Themen, die sich mit der wirklichen Struktur der Finanzmärkte befassen, etwa Liquiditätsrisiken und Preisbildung, im Vordergrund. Also nicht einfach mehr Mathematik, sondern die richtige. „Wir müssen in der Anwendung unserer Modelle bescheidener und vorsichtiger werden“, folgert der Wiener Finanzmathematiker Walter Schachermayer. MANUELA LENZEN

Ethnie als Argument

Streit um Black Studies

Die Gruppe von Bremer Amerikanisten handelte nach eigener Darstellung in bester Absicht, als sie im vergangenen Jahr aus einem Doktorandenkolloquium heraus die Forschergruppe „Black Knowledges“ gründete, um weiße Gewalt gegen Schwarze zu untersuchen. Die Ironie, dass dabei am Ende weiße Wissenschaftler unter sich blieben, wurde selbstkritisch thematisiert – und es sollte, wie man anfügte, auf keinen Fall so bleiben. Man habe sich bisher vergeblich um schwarze Teilnehmer bemüht. Die Leiterin der Gruppe, die Amerikanistin Sabine Broeck, hat sich seit vielen Jahren um die Erforschung der schwarzen Diaspora verdient gemacht. Dass irgendjemand an der Teilnahme gehindert wurde, ist nicht bekannt. Wo liegt der Skandal?

Er kam, als sich die Gruppe um Fördergelder der Exzellenzinitiative bewarb. Es ging jetzt auch um Stellen, aber noch immer nicht um die institutionelle Repräsentanz der Black Studies in Deutschland. Aus dem Projekt, so ein Mitarbeiter, wäre kein Forschungsinstitut geworden, und jeder hätte die Möglichkeit zur Bewerbung gehabt. Der Antrag wurde abgelehnt. Statt dessen kam ein offener Brief, unterzeichnet von deutschen und internationalen Wissenschaftlern und Publizisten. Unter ihnen Angela Davies, eine der Ikonen der Black-Studies-Bewegung.

Der Brief ist in einem herrischen Ton verfasst, der in Kontrast zu seiner machtkritischen Gesinnung steht. Im Jargon postkolonialer Theorie geißeln die Autoren die abermalige koloniale Enteignung schwarzer Wissenschaftler, die im Bremer Antrag zitiert worden seien, ihn aber nicht hätten mitschreiben dürfen. Den Bremern wird vorgeworfen, die institutionell auf schwachen Füßen stehenden Black Studies zu monopolisieren. Es folgen ausdrückliche Vorschriften, wie eine Neubewerbung auszusehen habe, und die Forderung an die Universität, sie möge aufklären, warum ihre Diversitätsstrategie versagt habe.

Ein Grund dafür mag sein, dass keiner der Kritiker auf die Idee kam, vor dem Protest zum Telefonhörer zu greifen und seine Beteiligung anzubieten. Nach Darstellung der Bremer hätten alle Türen offen gestanden. Man wollte die Sache offenbar lieber zum Präzedenzfall in der Frage machen, wer Black Studies wie betreiben darf, und sie zur Generalkritik am deutschen Wissenschaftssystem nutzen, das Farbigen den Aufstieg schwerer als anderen macht. Daran mag manches richtig sein. Zweifello ist es mehr als nur zu wünschen, Farbigen in den Black Studies hierzulande eine Stimme zu geben.

Das Projekt, das sich dieser Forderung nicht verschloss, wurde aufgelöst und die von den Kritikern verlangte öffentliche Selbstkritik reuig abgeleistet. Die für den Betrachter peinliche Form der Selbstkasteiung – man sei nicht Lösung, sondern Teil des Problems – vertrat etwas von dem Konformitätsdruck auf diesem Forschungsgebiet. Jüngst legte die Bremer Gruppe eine Erklärung nach, die jeden Verdacht, sich außerhalb des postkolonialen Theoriekorridors bewegt zu haben, noch einmal ausdrücklich von sich weist.

Schon vorher war mit dem Aufbau eines umgekehrten Monopols begonnen worden. Yasemin Karakaşoğlu, Bremer Korrektorin für Interkulturalität und Internationalität, schob dem offenen Brief die Frage nach, ob rein wissenschaftliche Kriterien in Bewerbungsverfahren überhaupt noch ausreichen. Stimmen nach einer „schwarzen Professur“ wurden laut und eigene Rassismuserfahrung zum Qualifikationskriterium für die Black Studies erhoben.

Das wissenschaftliche Prinzip, einen Gegenstand auf abstrakter Ebene in Absehung von der eigenen Person zu behandeln, erledigte die postkoloniale Maxime. Objektiv können die stets in Kontexte eingebundenen Geistes- und Sozialwissenschaften nicht sein, teilte Karakaşoğlu mit, was für sie offenbar bedeutete, den regulativen Maßstab der Objektivität ganz zu verabschieden und von der Stellenvergabe nach wissenschaftlicher Qualifikation zur Einstellung nach Ethnie und Erfahrungshintergrund überzugehen. Zumindest ließ ihre Einlassung nicht erkennen, was nun noch davon abhielt, persönliche Erfahrung auch zum Wahrheitskriterium im wissenschaftlichen Diskurs zu machen. Neben dem subjektivistischen Missverständnis enthielt Karakaşoğlus Argument auch ein objektivistisches: Dem Geisteswissenschaftler spricht es Einfühlungs- und Abstraktionsvermögen ab.

Ließe sich, zugespitzt gefragt, nach dem Kriterium persönlicher Betroffenheit noch ein Fach wie Gräzistik studieren? Sollte man die Germanistik lieber den Dichtern, die Theologie den Gläubigen, die Medizin den Kranken überlassen? Der Protestbrief führt die Besonderheit der Black Studies an, die in den Vereinigten Staaten der sechziger Jahre auch als Emanzipationsinstrument begannen und der schwarzen Bevölkerung Zugang zur Wissenschaft verschaffen sollten. Der ihnen in Bremen nicht verwehrt war. Es ging den Kritikern auch gar nicht um die Abwägung des historischen Emanzipationskontextes mit der heutigen deutschen Wissenschaftskultur, sondern darum, die Emanzipationswaffe zur Gesinnungsschule zu machen. THOMAS THIEL